

Rainer M. Schröder

# Abby Lynn

Verlorenes Paradies

Roman



*Meiner treuen Leserschaft,  
die mich gelehrt hat,  
niemals nie zu sagen, wenn es um weitere  
Abby Lynn-Romane geht.  
Danke!*

# ERSTES BUCH

Im Angesicht der Gefahr  
Januar – März 1810

# ERSTES KAPITEL

Die beiden Reiter folgten den Spuren schon seit über einer Stunde. Es war mühsam, den kaum sichtbaren Abdrücken im ausgedörrten Buschgras zu folgen, und leicht, die Spur auf der von der Sonne hart gebackenen, rotbraunen Erde zu verlieren. Immer wieder hielten sie an und suchten mit dem Fernrohr das Gelände vor ihnen ab, ohne jedoch in der erschreckenden Weite und Leere des australischen Buschlandes zu finden, wonach sie suchten. Und je mehr Zeit verstrich und je tiefer die Spuren in die karge australische Wildnis südwestlich des fruchtbaren Frangipani Valley führten, desto geringer wurde ihre Chance, dem Tod noch rechtzeitig zuvorzukommen.

Dieses Land hatte seine Segnungen, wenn man hart zu arbeiten gewillt war, sich mit den vielfältigen Gefahren der Natur auskannte und sich darin einzurichten verstand. Aber es war auch grausam und unerbittlich und forderte einen hohen Tribut an Leben. Vor allem, wenn man draußen im Busch einen Fehler beging. Was vielleicht auch mit ein Grund dafür gewesen war, dass die britische Regierung vor zweiundzwanzig Jahren in diesem Land am Ende der Welt eine Sträflingskolonie namens New South Wales gegründet hatte, um Platz in ihren überfüllten Gefängnissen zu schaffen.

Der Schweiß rann den beiden Reitern unter den breitkrepfigen Hüten aus Känguruleder über das Gesicht und die Kleidung klebte ihnen am Körper, als wären sie in einen Regenschauer geraten. Sich im Hochsommer zur Mittagszeit durch den australischen Busch zu quälen, konnte Mensch und Tier nur wenige Stunden zugemutet werden. Zumal wenn man spontan zu einer Suchaktion aufgebrochen war und vergessen hatte, sich ausreichend mit Trinkwasser zu versorgen. Ihnen blieb vielleicht noch eine gute halbe Stunde, dann mussten sie umkehren.

Sie hielten auf eine mit hohen Eukalyptusbäumen bestandene Hügelgruppe zu, die sich vor ihnen aus dem ebenen Buschland

erhob. Die Luft flirrte in der sengenden Mittagshitze über dem ausgetrockneten Boden und erzeugte die Illusion, die Hügel würden auf einem Meer aus durchsichtigem Öl schwimmen und sich in einer sanften Dünung leicht auf und ab bewegen.

Abby und Andrew Chandler mussten sich weder durch Zuruf noch durch Zeichen absprechen, um sich einig zu sein, auf welchem Weg sie die Anhöhe erklimmen sollten. Jeder wusste, was der andere dachte und was in dieser Situation geboten war. Deshalb lenkten sie ihre Tiere zielstrebig auf jenen Hang zu, der auf die Kuppe des höchsten Hügels führte. Sie fielen in einen leichten Galopp und preschten die Anhöhe hinauf.

Aus dem immer grauen, grünsilbrig schimmernden Blattwerk der Eukalyptusbäume mit ihren herabhängenden Borkenstreifen flatterte bei ihrem Nähern ein riesiger Schwarm Vögel auf. Hunderte von Kleinsittichen und Rosellas, deren Gefieder in allen Regenbogenfarben leuchtete, erhoben sich wie eine Wolke aus ineinanderfließenden Farben und warfen bei ihrem Davonfliegen lange, schwingende Schatten auf die Erde.

Die Eukalyptusbäume wurden von den Sträflingen, Soldaten und freien Siedlern *gumtrees* genannt, weil sie so hart zu fällen waren, als wären sie aus Gummi. Mochten Axt und Sägeblatt auch noch so scharf geschliffen sein, schon nach kurzem Einsatz machte das zähe, gummiartige Holz eine Schneide stumpf und nahm dem Sägeblatt den scharfen Biss seiner Zähne.

Abby hörte das ängstliche Blöken der drei entlaufenen Schafe, noch bevor sie die bewaldete Kuppe erreicht hatten.

»Da sind sie!«, rief sie erleichtert und zügelte im herrlichen Sonnenschutz der Bäume ihr Pferd. Hier war die schwere, drückend schwüle Luft erfüllt vom Mentholgeruch der Eukalypten. »Und sie leben, gottlob! Alle drei!«

»Aber nicht mehr lange, wenn es nach den beiden ausgehungerten Dingos dort geht!«, stieß Andrew grimmig hervor, der die Szene vor ihren Augen mit einem schnellen Blick erfasst hatte. Er riss sein Gewehr aus dem Lederfutteral und sprang aus dem Sattel. »Überhaupt ein Wunder, dass sie unsere Schafe noch nicht gerissen haben!«

Ihre Pferde schnaubten leicht nervös und scharrten mit den Hufen. Sie hörten das beutegierige Fauchen der Dingos, und selbst über diese Distanz und umgeben vom Duft der Eukalypten nahmen sie den strengen Geruch wahr, der von den grau-braun gefleckten, hochbeinigen Wildhunden ausging. Er stieg ihnen in die geblähten Nüstern und verriet ihnen, dass sie es mit blutrünstigen Raubtieren zu tun hatten.

Ausgewachsene Dingos waren immer gefährlich. Aber wenn sie so ausgehungert waren wie diese beiden dort unten, dann wurden sie zu einer extrem tödlichen Gefahr, selbst für einen bewaffneten Menschen. Und deshalb beeilte sich Abby, ihre Pistole aus der Satteltasche zu holen und sie so schnell wie möglich schussbereit zu machen.

Dass die drei Schafe überhaupt noch lebten, verdankten die Tiere vermutlich dem glücklichen Umstand, dass sie den beiden abgemagerten und ausgehungerten Dingos nicht ein, zwei Minuten früher über den Weg gelaufen waren, und einem großen Dornengestrüpp.

Geformt wie der Bumerang eines Aborigines umschloss dieses Dickicht gut ein Drittel von einem *billabong*. Diese recht große Wasserstelle, in der zu ihrer freudigen Überraschung trübes, schlammiges Wasser noch knöchelhoch stand, lag zwischen zwei kleineren Bodenerhebungen, etwa sechzig, siebzig Schritte vom Fuß des Hügels entfernt, auf dessen Kuppe Abby und Andrew ihre Pferde gezügelt hatten.

In ihrer Todesangst hatten sich die Schafe tief in das Dickicht geflüchtet und waren dann in dem dornigen Gestrüpp stecken geblieben. Aber auf Dauer hätte sie das nicht vor den beiden Wildhunden gerettet, die mit gefletschten Zähnen vor dem Dornengestrüch auf und ab liefen. Schaum tropfte ihnen von den Lefzen. Jeden Moment musste der nagende Hunger in ihren Leibern sie dazu bringen, den Schafen nachzusetzen. Was waren denn auch ein paar blutige Kratzer, wenn der Einsatz mit derart reichhaltiger Beute belohnt wurde!

»Gib mir Feuerschutz, falls mein Schuss danebengeht und die Dingos *uns* angreifen!«

»Was meinst du wohl, was ich hiermit vorhabe?«, gab Abby mit einem leicht angestregten Auflachen zurück und hob ihre Pistole in die Luft. »Mich am Kopf kratzen bestimmt nicht! Außerdem wirst du schon nicht danebenschießen, dafür bist du ein viel zu guter Schütze!«

Er lächelte etwas gequält. »Dein Wort in Gottes Ohr!«, sagte er und reichte ihr die Zügel seines Pferdes. »Pass bloß auf, dass die Pferde nicht durchgehen, falls die Biester angreifen! Du weißt ja, wie panikartig sie auf Dingos reagieren.«

»Das wird schon gut gehen, Andrew! Unsere Schafe kriegen sie jedenfalls nicht, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche!«, sagte sie, um ihm Mut zu machen. Sie spannte den Hahn der Pistole. »Also, schieß schon! Ich bin bereit.«

Andrew nahm eine zweite Bleikugel aus dem ledernen Kugelbeutel an seinem Gürtel und schob sie sich in den Mund. Das sparte gleich Zeit beim Nachladen, falls ein schneller zweiter Schuss nötig werden sollte. Dann stellte er sich so hinter sein Pferd, dass er den Gewehrlauf auf dem Sattel auflegen konnte.

Sechzig, siebzig Yard waren nicht gerade eine Kleinigkeit, um einen Dingo zu erlegen. Schon gar nicht, wenn dieser halb verrückt vor Hunger und mit dem Geruch seiner nahen Beute in der Nase hektisch vor dem Dickicht hin und her sprang.

Er nahm den größeren der beiden Wildhunde ins Visier, folgte seinen abrupten Bewegungen mit dem Gewehrlauf und hielt den Atem an, während er darauf wartete, dass der Dingo für einen Moment still stand und ihm ein gutes Ziel von der Seite her bot.

Schweiß brannte in seinen Augen und lief ihm über die Oberlippe, wo er einen salzigen Geschmack hinterließ.

Auch Abby hielt unwillkürlich den Atem an.

Als sich der Dingo entschloss, den Dornen zum Trotz ins Dickicht einzudringen, bot sich Andrew endlich die günstige Gelegenheit, auf die er gewartet hatte. Sein Finger krümmte sich um den Abzugshahn.

Mit einem scharfen Krachen entlud sich das Gewehr. Der heftige Rückschlag hämmerte ihm den Kolben gegen die Schulter. Das Pferd tänzelte unruhig zur Seite, drängte ihn mit seinem

erhitzten Leib einen Schritt zurück. In einem weiten Umkreis stoben Vögel aufgeschreckt aus den Bäumen der Hügelgruppe.

Die Kugel traf den Wildhund, warf ihn auf die Seite und gegen das Gestrüpp und tötete ihn auf der Stelle.

Das Blöken der drei Schafe wurde zu einem schrillen Kreischen tierischer Todesangst, als der Kadaver des Dingos zu ihnen in das Gestrüpp fiel.

Und dann überstürzten sich die Ereignisse innerhalb weniger Sekunden.

Abby wollte ihrem Mann schon zurufen, dass ihm ein wahrer Meisterschuss gelungen war – und das aus dieser Entfernung! –, als die spitz zulaufende Schnauze des anderen Dingos mit einem scharfen Ruck zu ihnen herumfuhr. Fast meinte sie, das kalte Funkeln seiner auf sie gerichteten Augen sehen zu können. Eigentlich hätten ihn das Krachen des Gewehrs und der unmittelbare Tod seines Gefährten in Angst und Schrecken versetzen und in die Flucht treiben müssen. Aber vermutlich trieb ihn sein mörderischer Hunger dazu, gegen seine natürlichen Instinkte zu handeln.

Jedenfalls griff er schon an, während der Schall der Detonation noch über das Buschland rollte. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit, die sie seinem ausgemergelten Körper niemals zugetraut hätten, jagte er in weiten Sätzen heran.

Abbys Herz begann zu rasen, als der Wildhund mit gebleckten Fängen auf sie zu hetzte. Schaum flog ihm in dicken Flocken vom Maul. Ihre linke Hand krampfte sich um die Zügel von Andrews Pferd, während sich ihre rechte mit der Pistole hob.

»Verdammt! Das Biest greift tatsächlich an!«, rief Andrew bestürzt und riss dabei schon den Ladestock aus der Halterung unterhalb des Gewehrlaufs. Er war schnell im Nachladen. Aber er ahnte, dass die Zeit nicht reichen würde, die der heranstürmende Dingo ihm dafür ließ. Selbst wenn seine Hände blitzschnell mit dem Pulverhorn hantierten, mit dem Ladestock eine neue Kugel in den Lauf ramnten, das Zündhütchen vor dem Zündloch aufsetzten und den Hahn spannten, er würde das Gewehr nicht rechtzeitig für einen zweiten Schuss in Anschlag bringen.



»Noch nicht schießen!«, rief er Abby zu und hätte dabei beinahe die Kugel in seinem Mund verschluckt. »Warte, bis er nahe heran ist und zum Sprung ansetzt!«

Abby hörte seine Worte trotz des lauten Rauschens ihres Blutes in ihren Ohren. Sie schluckte hart, nahm den heranjagenden Dingo mit leicht gestrecktem Waffenarm ins Visier und zwang sich, nicht in Panik zu geraten und die Kugel zu vergeuden, indem sie jetzt schon abdrückte.

Sie wusste, wie gering die Chancen standen, dass Andrew sein Gewehr noch rechtzeitig für einen zweiten Schuss nachladen konnte. Sie würde nur diese eine Möglichkeit haben, den Dingo zu töten oder doch zumindest so schwer zu verletzen, dass er ihnen nicht mehr gefährlich werden konnte. Und das bedeutete: Nerven bewahren!

Plötzlich schien die Zeit fast zum Stillstand zu kommen. Was sich gerade eben noch in rasender Geschwindigkeit abgespielt hatte, verwandelte sich in eine unwirkliche Langsamkeit. Sie nahm jeden einzelnen Satz des Tieres mit übergroßer Deutlichkeit wahr. Sie registrierte auch die hochgestellten Stehohren, das rüdiges grau-braun gefleckte Fell, die Bewegungen seiner Muskeln und die Rippen, die sich deutlich unter der Haut abzeichneten, die Reihen scharfer Zähne und die Augen des Tieres, die ihr kalt und mit tödlicher Entschlossenheit entgegenstarrten.

Und dann auf einmal raste die Zeit wieder, als müsste sie aufholen, was sie an Sekunden soeben verloren hatte.

Mit einer atemberaubenden Geschwindigkeit, die sie unter anderen Umständen mit Bewunderung betrachtet hätte, flog der Dingo den Hang empor.

Vier, fünf Yard von den Pferden entfernt setzte er schließlich zum Sprung an. Mit einem gewaltigen, kraftvollen Satz stieß er sich von der warmen Erde ab und stieg mit weit aufgerissenem Maul in die Luft.

Jetzt!

Das Rauschen in Abbys Ohren war zu einem rhythmisch jagenden Hämmern geworden, in dem nicht nur Andrews Schrei

völlig unterging, sondern auch die Detonation der Pistole in ihrer Hand. Beißender Pulverdampf waberte aus der Mündung.

»Ich habe ihn verfehlt!«, schoss es Abby entsetzt durch den Kopf, als sie durch die Rauchwolke hindurch sah, dass ihre Kugel den Sprung des Dingos nicht im Mindesten beeinträchtigt hatte. »Er wird mich ...«

Sie kam nicht mehr dazu, den Gedanken zu beenden. Denn in dem Moment stürzte der Dingo auch schon auf sie und riss sie mit der Wucht seines Aufpralls aus dem Sattel. Und noch bevor sie rücklings auf der harten Erde aufschlug, spürte sie seinen heißen Atem und seine Fänge auf ihrer Kehle.

## ZWEITES KAPITEL

»Pest und Krätze über dich, Cecil Boone!«, krächzte Cleo Patterson und schleuderte die verbeulte, leere Blechkanne wutentbrannt gegen die massive Eichentür ihrer fensterlosen Kerkerzelle. »Bring mir endlich eine Kanne Wasser, du verdammter Hund!«

Sie schrie und hämmerte mit den Fäusten wild gegen die schweren, dicken Bohlen der Tür, obwohl sie wusste, wie sinnlos das war. Niemand würde sie hören. Ihr Kerker lag am Ende eines kleinen, rückwärtigen Gefängnishofes. Das schiefe, schäbige Wohnhaus der Wärter, in dem sich auch die Amtsstuben befanden, lag weiter vorn zur Straße hin. Zusammen mit den Baracken, die in Gemeinschaftszellen für die gewöhnlichen Häftlinge unterteilt waren, fasste es den großen Gefängnishof ein.

Und sollte man ihr Hämmern und Schreien durch Zufall doch hören, so würde ihr das auch nichts nutzen. Sie wusste, dass sie von Cecil Boone kein Mitleid erwarten durfte. Er rächte sich jetzt für all die Schikanen, die er unter ihr und ihrem Mann, dem früheren ersten Gefängniswärter Winston Patterson, hatte erdulden müssen.

Seit gestern Mittag hatte sie kein Trinkwasser mehr von ihm erhalten und dabei herrschte jetzt im australischen Hochsommer in diesem finsternen Loch eine Hitze wie in einem Brutofen.

Ohnmächtige Wut und mörderischer Hass erfüllten sie. Sie drängten sogar immer wieder den quälenden Durst in den Hintergrund, unter dem sie seit ihrer Einkerkering vor gut drei Wochen litt.

Cecil Boone, erst kurz vor ihrer Einlieferung vom *under-goaler* zum *goaler* befördert und damit in der Sträflingskolonie New South Wales oberster Wärter im Gefängnis von Sydney, dieser Schweinehund brachte ihr immer nur gerade so viel Wasser, dass sie nicht verdurstete, aber nie genug, um auch nur einen Tag lang nicht unter der Qual ständigen Durstes leiden zu müssen.

In den ersten beiden Tagen hatte er ihr sogar Salzwasser gebracht, jedes Mal einen ganzen Eimer voll. Nicht einen Tropfen hatte sie davon getrunken, obwohl der Anblick sie fast verrückt gemacht hatte. Aber sie wusste aus reicher Erfahrung, dass schon ein einziger Schluck Salzwasser ihren Durst zu einer noch unerträglicheren Tortur gesteigert hätte.

»Was, du hast daran etwas auszusetzen, Cleo? Das verstehe ich wirklich nicht«, hatte der narbengesichtige, fette Kerl erwidert, als sie ihn deswegen am ersten Tag gleich auf das Übelste beschimpft hatte. Und dann hatte er sie daran erinnert, dass sie sich das selbst zuzuschreiben hatte: »Als dein Winston hier noch *goaler* war und du das Sagen über den Frauentrakt hattest, da hast du den Inhaftierten hier unten im Loch die ersten Tage doch auch nur Salzwasser vorgesetzt, oder etwa nicht? Weil sie das doch angeblich nicht anders verdient hätten, wenn ich mich recht erinnere.«

Sie hatte versucht, ihn anzuspucken, aber in ihrem ausgetrockneten Mund nicht genug Spucke hervorzubringen vermocht.

Cecil Boone hatte es bemerkt und hämisch gelacht. »Ja, ja, das waren die guten alten Zeiten, als du hier noch den Knüppel geschwungen hast, nicht wahr? Und kein anderer als du hat hier die Maßstäbe gesetzt, Cleo! Das Ruhmesblatt kannst du dir an deine Brust heften! Oder hast du schon vergessen, was du mir damals angedroht hast, wenn ich deinen Befehlen zuwiderhandele und den Häftlingen heimlich Trinkwasser bringe? Nein, natürlich nicht! Also, was beklagst du dich jetzt? Ich nehme mir doch nur ein Beispiel an dir und führe aus, was du mir beigebracht hast!«

»Fahr zur Hölle, du Hurensohn!«, hatte sie ihn unbeherrscht angeschrien und den Eimer mit dem Salzwasser mit einem dermaßen heftigen Fußtritt in seine Richtung umgetreten, dass ein Großteil des Salzwassers über seine neuen, blank polierten Stiefel gespritzt war.

Das hatte ihn jedoch nicht aus der Ruhe gebracht, geschweige denn einen Wutausbruch zur Folge gehabt.

»Ach, da lasse ich dir gern den Vortritt, Cleo! Du hast ihn dir redlich verdient!«, hatte er erwidert. »Und da ich weiß, dass du es gewesen bist, die Winston umgebracht und sich vor der Flucht noch schnell aus der Gefängniskasse bedient hat, wirst du mit Sicherheit schon bald in der Hölle landen, du abgetakeltes, bösesartiges Weibsstück!«

Und damit hatte er ihr seinen mit Eisennägeln beschlagenen Prügel so schmerzhaft hart vor die Brust gestoßen, dass sie gestolpert und zu Boden gegangen war. Dabei hatte sie dann auch noch ihren halb vollen Aborteimer umgerissen. Die stinkende Brühe hatte sich bis zur Hüfte hoch über ihre Beine ergossen.

»Dafür und auch für alles andere wirst du Hundsfott bezahlen, das schwöre ich dir!«, hatte sie ihm noch schrill hinterhergeschrien.

Aber vermutlich hatte er das gar nicht mehr gehört, weil da die schwere Tür schon hinter ihm zugefallen war. Und wenn doch, hatte es ihn nicht im Mindesten bekümmert. Denn am Tag darauf hatte er ihr erneut einen Eimer Salzwasser in den Kerker gestellt und als zusätzliche Strafe enge Fußseisen angelegt, die ihr die Haut blutig scheuerten.

Erst als sie am Morgen darauf vor ihm auf die Knie gefallen war und ihn wimmernd um Gnade und Trinkwasser angebettelt hatte, erst da hatte die größte Qual ein Ende gehabt.

Aber auch die halbe Kanne Trinkwasser, die er ihr an jenem Morgen gebracht hatte, hatte sie nur unter ständigem und heftigem Würgen heruntergebracht, denn er hatte dem Wasser einen kräftigen Schuss Schweinegalle beigegeben. Ganz so, wie sie es vor noch gar nicht langer Zeit mit einigen ihr ganz besonders verhassten Gefangenen gemacht hatte, allen voran mit Abby Lynn.

Abby Lynn!

Der verhasste Name durchfuhr sie wie der Schlag einer Peitsche. Scharf zog sie die verbrauchte, drückend schwere und vom Gestank des Aborteimers geschwängerte Luft durch die Zähne. Und für einen Moment verkrampfte sich ihr Körper von Kopf bis Fuß.

Abby Lynn!

Auf ewig verflucht soll sie sein!

Mit ihr hat mein Unglück angefangen!

Ich hätte sie damals gleich umbringen sollen, als sie mir auf der Überfahrt Ärger gemacht hat!

Cleo knirschte vor ohnmächtiger Wut mit den Zähnen, rutschte an der Tür entlang hinunter auf den Boden aus festgestampftem Lehm und hämmerte sich die Fäuste in einem Anfall von Raserei gegen die schweißnasse Stirn.

Nichts hatte ihr Leben so sehr vergiftet wie ihr jahrelanger abgrundtiefer und buchstäblich mörderischer Hass auf Abby Lynn. Er war wie ein Geschwür, das immer weiter wucherte und sie von innen zerfraß. Und nur Abbys Tod, der so langsam und so grausam wie nur möglich sein musste, konnte dieses Wüten und Brennen in ihr zum Erlöschen bringen!

Dass sie, Cleo, ihren Mann Winston vor einigen Monaten in der Wachstube in einem Wutanfall getötet hatte, war zweifellos ein ärgerlicher Fehler gewesen, auch wenn sie ihm keine Träne nachweinte und auch nicht von schlechtem Gewissen um den Schlaf gebracht wurde. Er war jedoch nichts im Vergleich zu dem wahrlich unverzeihlichen Fehler, den sie vor fünf Jahren an Bord der *Kent* gemacht hatte.

Damals hätte sie auf der grauenhaft langen und fürchterlich qualvollen Überfahrt von England nach Australien von Anfang an rücksichtsloser gegen Abby Lynn vorgehen müssen. Auf der monatelangen Seereise waren im Zwischendeck der Verbannten so viele elendig krepirt, dass eine Tote mehr keinem aufgefallen wäre.

Sie hätte dieses junge, gerade mal vierzehnjährige Miststück, das sich so dreist gegen ihre Herrschaft über ihre Mitgefangenen aufgelehnt und sich schützend vor einige schwächliche Jammerlappen gestellt hatte, kurzerhand abstechen sollen!

Warum zum Teufel habe ich das bloß nicht getan?

Gut, sie hatte dieses Biest mit dem dunkelblonden Lockenschopf und dem sommersprossigen Gesicht eines unbedarften, naiven Mädchens anfangs unterschätzt. Vielleicht

weil Abby so überzeugend die tragische Unschuld gespielt hatte, die für einen Diebstahl verurteilt und für sieben Jahre in die neue Sträflingskolonie am Ende der Welt verbannt worden war. Einen Diebstahl, den sie angeblich gar nicht begangen hatte.

Lachhaft!

Jawohl, nicht gleich durchschaut zu haben, dass dieses Biest, das in einem Londoner Elendsviertel aufgewachsen war, nur so harmlos aussah, es in Wirklichkeit jedoch faustdick hinter den Ohren hatte, *das* war ihr entscheidender Fehler gewesen!

Diese tölpelhafte Dummheit hatte ihr eine bittere Niederlage eingebracht und sie hinterher zu lange zögern lassen, diese Scharte durch einen raschen, nächtlichen Akt kaltblütiger Gewalt auszumerzen.

Und danach war es immer schwieriger geworden, Rache an ihr zu nehmen. Insbesondere, nachdem sie in New South Wales gelandet waren und Abby es fertiggebracht hatte – weiß der Teufel wie! –, auf diese Farm *Yulara* am Hawkesbury River zu kommen und dort den Sohn eines freien Siedlers, diesen Andrew Chandler, um den Finger zu wickeln und seine Frau zu werden. Damit hatte sie einen verdammt raffinierten Coup gelandet.

Cleo fluchte lästerlich und hieb mit der Faust auf den festgestampften Lehm Boden, als sie daran dachte, dass auch ihr letzter Racheplan schließlich noch zunichtegemacht worden war. Dabei hätte er eigentlich gar nicht scheitern dürfen, hatte sie sich doch des Beistands von Lieutenant Danesfield und Captain Grenville versichert gehabt!

Die beiden korrupten Offiziere hatten ihre ganz eigenen, persönlichen Gründe, Abby und insbesondere die beiden Chandler-Söhne Andrew und Melvin vernichtet zu sehen. Aber auch diesen beiden Rotröcken, die einst mit ihren skrupellosen Offiziersfreunden vom verhassten Rum-Corps die wahren Herrscher über die Kolonie gewesen waren, Rum zum inoffiziellen Zahlungsmittel gemacht und sich jahrelang schamlos am Elend der Sträflinge und an der Hilflosigkeit der Freien bereichert hatten, auch ihnen hatte die überraschende Ankunft des neuen Gouverneurs Lachlan Macquarie einen fetten Strich durch die Rechnung gemacht.

Mit verkniffener Miene starrte Cleo Patterson in die schwüle Dunkelheit, brütete über all die verpassten und gescheiterten Gelegenheiten und verfluchte Abby Lynns Glück sowie die Launen des Schicksals, das sich mehr als einmal im entscheidenden Moment gegen sie gestellt hatte.

Das gedämpfte Scheppern des schweren Vorhängeschlosses, das gegen das Eisenblech auf der anderen Seite der Tür schlug, und das Geräusch wuchtiger Riegel, die gleich darauf in ihren rostigen Halterungen zurückgestoßen wurden, ließen Cleo aus ihren finsternen Gedanken hochschrecken. Schnell stützte sie sich an der Wand ab, um auf die Füße zu kommen, was mit den Eisen an den Gelenken und der kurzen Kette einige Verrenkungen nötig machte.

Das konnte nur Boone sein!

Die Tür wurde aufgestoßen und blendend grelles Mittagslicht flutete in den fensterlosen Kerker. Das gleißende Licht schmerzte, als stächen ihr Nadeln in die Augen. Schnell verzog sie sich trippelnd in die Dunkelheit des hinteren Teils der Zelle.

Cecil Boones tonnenförmige Silhouette zeichnete sich im Geviert des Türrahmens ab. Mit einem schmatzend klatschenden Geräusch und in einem langsamen, bedrohlichen Rhythmus ließ er seinen mit Eisennägeln beschlagenen Schlagstock in die offene linke Hand fallen.

»Los, komm raus, du Hexe!«, forderte er sie auf, und seine Stimme triefte vor Hohn, als er fortfuhr: »Man wartet schon unten auf dem Platz auf dich! Das Dreibein ist zu deinen Ehren errichtet und der Häuter steht bereit. Deine Stunde ist gekommen, Cleo Patterson!«